Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 246. Bromberg, den 27. Oktober. 1934

Der Tiger vom Mercato.

Ein Roman aus dem dunkelsten Neapel.

Von **Hans Possendorf.**

(11. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Das vollbesetzte Theater bot einen prächtigen Anblick: Nur der sechste Rang und das Parkett hatten reihenweise angeordnete Sitzplätze. Die übrigen fünf Ränge aber waren in unzählige abgeschlossene Logen eingeteilt, von denen die meisten für die Dauer der ganzen Saison an die reichen Familien der Stadt vermietet waren. Das ganze elegante Neapel gab sich hier ein Stelldichein. Die Plätze an der Brüstung wurden von den Damen eingenommen. Viele unter ihnen waren von klassischer Schönheit. Alle waren in großer Toilette, und die kostbarsten Stoffe rahmten die bloßen Schultern. Überall flimmerte es von Brillanten, duftete es nach den erlesensten Wohlgerüchen. Die Herren, im Frack, geschniegelt, mit Ordensbändchen geschmückt, standen meist schwatzend im Hintergrunde der Logen oder waren unterwegs, um den Damen der ihnen bekannten Familien in den anderen Logen ihre Aufwartung zu machen. Es war ein glänzendes Bild von Schönheit, Reichtum und Lebenslust.

Doch schon nach dem ersten Akte erhob sich der junge Marchese Vito de Marino und sagte gähnend zu Eltern und Schwestern: „Nehmt mir's nicht übel, wenn ich mich drücke; aber ich langweile mich maßlos!"

„Wie? Du willst gehen?" fragte sein Vater erstaunt. „Ich habe dir doch erklärt, wieviel mir daran gelegen ist, daß wir uns heute hier vollzählig zeigen."

„Deshalb habe ich dir ja auch den Gefallen getan und bin mitgegangen. Man hat uns jetzt einen ganzen Akt hindurch in trautem Verein bewundern können. Ich meine, das genügt. — Überdies kann ich gar nicht bleiben, denn ich habe eine wichtige Verabredung."

„Im Teatro Fenice, — nicht wahr?" gab der Vater mit ärgerlichem Spott zurück. — Aber sein Sohn würdigte ihn gar keiner Antwort mehr. —

„Vito wird mir immer unbegreiflicher", sagte der alte Marchese seufzend zu seiner Gattin, nachdem der zwanzigjährige Jüngling seine Loge verlassen hatte. „Die reizendsten Frauen und jungen Mädchen, — alle eleganten Kavaliere Neapels sind hier versammelt, und er läuft in jenes widerliche Tingel-Tangel, um die Gesellschaft zweifelhafter Ehrenmänner und liederlicher Frauenzimmer zu suchen!"

„Mein Gott, — er ist noch jung!" gab die Marchesa achselzuckend zurück. „Wenn er erst ein wenig älter geworden ist, wird er an guter Kunst mehr Freude finden — und auch an ernster Beschäftigung."

„So lange du ihn immer in Schutz nimmst und mir in den Arm fällst, sicher nicht! Wenn es einmal schlimm mit ihm endet, trägst du einen großen Teil der Schuld daran. Mir schwant oft Böses: Woher hat Vito soviel Geld um sich Nacht für Nacht in teuren Lokalen herumzutreiben? Von den hundert Lire, die ich ihm monatlich gebe, kann er nicht ein solches Leben führen. — Aber verlaß dich darauf: ich werde ihn jetzt zwingen, entweder eine ernste Beschäftigung zu beginnen, oder bei der Armee einzutreten; denn sonst nimmt es kein gutes Ende mit ihm."

Der Eintritt Bekannter in die Loge enthob die Marchesa einer Antwort, und im Stillen mußte sie ihrem Gatten nur allzu recht geben. Auch sie hatte schon längst die Überzeugung, daß irgendetwas mit dem Sohne nicht stimme. Aber in ihrer Furcht vor Unannehmlichkeiten schloß sie die Augen vor dieser Erkenntnis.

Der junge Marchese hatte bis zu seinem Stammlokal nur wenige Schritte zurückzulegen. Das Teatro Fenice lag an der Piazza del Municipio, gegenüber dem neuen Kastell. Auf einer schmalen Treppe stieg man zu dem im Kellergeschoß liegenden kleinen, aber eleganten Theatersaale hinab. Beim Eintritt wurde Vito von seinen Bekannten mit Halloh begrüßt, und selbst die gerade auftretende Sängerin winkte ihm ungeniert von der Bühne herab zu. Der Kreis von jungen Leuten, zu dem Vito gehörte, bestand zum größten Teil aus liederlichen Bürschchen seiner Art, die nichts besseres zu tun wußten, als die Geldbeutel ihrer Väter zu erleichtern. Es waren meist adlige, aber auch Söhne reicher Kaufleute und einiger übel beleumdeter Emporkömmlinge waren darunter. Die jungen Herren betrugen sich höchst lärmend und unbescheiden. Sie johlten die Kehrreime der Gesänge mit, pfiffen Sängerinnen, die ihnen nicht behagten, rücksichtslos aus oder bewarfen sie mit Obstschalen. Und alle übrigen Besucher mußten sich die Herrschaft dieser Grünschnäbel gefallen lassen; denn sie bildeten hier das Stammpublikum.

Während der Pause nahm einer der Herren den jungen Marchese beiseite. Er war älter als die Mehrzahl der anderen und bekleidete die Stellung eines Prokuristen bei der „Banca di Napoli". — „Du denkst doch daran, daß das Akzept deines Vaters über zehntausend Lire, das du mir vor sechs Monaten zur Diskontierung gegeben hast, übermorgen fällig ist?" flüsterte er Vito zu.

„Sacramento! Und das sagst du mir erst heute?!"

„Erst heute? — Du hast doch morgen im Laufe des Tages genug Zeit, es einzulösen. Es liegt bei der Bank von Meuricoffre & Comp. Übrigens wäre es doch deine Sache gewesen, selbst daran zu denken."

„Das ist ja eine schöne Geschichte!" — Der Marchese biß sich auf die Lippen. — „Woher soll ich denn von heute auf morgen das Geld auftreiben?"

„Von heute auf morgen? Du bist wirklich naiv! Seit sechs Monaten weißt du, daß du die Summe zu morgen, spätestens übermorgen bereithalten mußt, und vor einem Vierteljahre hast du mit der Camorra jenen großen Coup gemacht, der dir mindestens vierzigtausend Lire eingebracht hat. Da habe ich natürlich als sicher angenommen, daß du vor allem die Zehntausend für den Wechsel von diesem Verdienste zurücklegst."

„Ich habe so gut wie nichts mehr von diesem Gelde!"

„Wie ist das möglich?" Der Bankbeamte sah den jungen Edelmann ungläubig an.

„Ich weiß es selbst nicht. Es ist mir eben so durch die Finger gegangen. Per Bacco! Du mußt mir die Summe morgen verschaffen, — durch deine Bank oder sonstwie."

„Du machst dich lächerlich: Woher und woraufhin soll ich denn zehntausend Lire aufnehmen?"

„Aber was soll dann werden?" fragte de Marino ratlos.

„Nichts Außergewöhnliches: Der Wechsel wird eben deinem Vater übermorgen präsentiert und er muß ihn einlösen."

„Du hast gut reden! Die Unterschrift ist nämlich nachgemacht; sie stammt von meiner Hand."

„Das habe ich mir damals gleich gedacht", erwiderte der Prokurist gleichmütig.

Der Marchese stampfte mit dem Fuße auf und grübelte während einiger Augenblicke vor sich hin. Dann sagte er plötzlich: „So borge mir wenigstens fünfhundert Lire!"

„Was soll das nützen?"

„Ich werde die Gesellschaft hier nach der Vorstellung erst ein wenig bearbeiten und sie dann mit in die Bisca (Spielhölle) von Pepino nehmen. Vielleicht habe ich Glück und bekomme die Summe zusammen."

„Du kannst doch dort nicht an einem Abend zehntausend Lire verdienen! — Hast du denn nicht wieder eine gute Basis für die „schöne und geehrte Gesellschaft"? Vielleicht könntest du darauf einen Vorschuß bekommen."

Vito sann nach. „Nein", sagte er dann gedrückt, „ich habe mich seit Wochen nicht mehr bemüht. Ich muß mich, seit ich die große Sache geschoben habe, sehr in acht nehmen. Ich habe das Gefühl, daß doch ein Verdacht auf mich gefallen ist und daß ich gelegentlich beobachtet werde."

„Und dann willst du diese Bürschchen heute in die Bisca schleppen, wo du doch erst neulich von dem jungen Grafen Aquila beschuldigt worden bist, mit dem dicken Pepino unter einer Decke zu stecken?"

Vito de Marino zuckte die Achseln. „Was hilft es? Etwas muß ich doch versuchen. Also willst du mir die fünfhundert Lire leihen oder nicht?"

Der Prokurist gab ihm drei Hunderter: „Hier! Mehr kann ich nicht entbehren. — Viel Glück also!"

„Du kommst nachher mit in die Bisca?"

„Nein, ich habe Wichtigeres zu tun. Heute ist doch Donnerstag!"

„Ach so, — natürlich!" — Der Marchese wußte wohl, was für eine Bewandtnis es mit der Nacht von Donnerstag auf Freitag hatte, und schien volles Verständnis für den Einwand seines Freundes zu haben! Er verwahrte die Banknoten sorgfältig in der inneren Tasche seiner Weste und begab sich in stark herabgedrückter Stimmung auf seinen Platz zurück.

Aber nach Beendigung der Vorstellung trug er wieder seine heiterste Miene zur Schau. Er lud einige seiner Bekannten und ein halbes Dutzend der Chanteusen zu einer kleinen Kneiperei ein und ließ Champagner auffahren. Als alle schon ziemlich angetrunken und in eine unternehmungslustige Stimmung geraten waren, machte eine der Sängerinnen, Vitos besondere Freundin, den Vorschlag, in ein Spielhaus zu fahren. — So war es vorher zwischen ihr und dem Marchese verabredet worden. — Man war allgemein entzückt von dem Vorschlage; nur Vito selbst heuchelte Widerstand. Er wurde überstimmt, und in fünf oder sechs Droschken fuhr die Gesellschaft singend und johlend die Via Medina entlang und den Monteoliveto hinauf. Sie endete in der winkligen Bianchi-Nuovi-Gasse vor der berüchtigten Bisca von Pepino.

Ein altes Weib, das die Gäste auf ein Klopfzeichen hin einließ, grinste den jungen Marchese freundlich an. Seit Wochen, seit jenem peinlichen Auftritt mit dem jungen Grafen Aquila, hatte Vito dieses Haus nicht mehr betreten. Schon wollte ihn die Türschließerin mit einem freundlichen Ausrufe begrüßen: aber er warf ihr einen verweisenden Blick zu, dem sie verständnisinnig durch Schweigen gehorchte. Der Besitzer der Bisca aber, der dicke Pepino, tat, als habe er den Marchese noch nie in seinem Leben gesehen. Kein Muskel in seinem Gesicht verriet die Freude, einen der besten Schlepper wieder in Tätigkeit zu sehen.

Das Spiel begann und verlief zunächst mit wechselndem Glücke. Neue Gäste kamen und beteiligten sich daran. Als einer von ihnen an die Reihe kam, die Bank zu übernehmen, änderte sich das Bild. Der Bankhalter hatte ein fabelhaftes Glück, und schnell leerten sich die Brieftaschen der übrigen Mitspielenden. Einige der Herren wollten das Spiel abbrechen, aber die Chanteusen, von der Spielleidenschaft erfaßt, wollten nicht aufhören und bettelten ihnen immer neue Beträge ab; auch diese schmolzen dahin, wie die vorigen. Aber plötzlich erschien einer von den wachestehenden Straßenjungen und meldete, daß Gefahr im Anzuge sei. Die Lichter wurden gelöscht, und eine Viertelstunde später schlichen die Spieler mit leeren Taschen verdrossen und schimpfend davon. Am verzweifeltsten gebärdete sich Vito de Marino, der alles verloren hatte und sich sogar von einem Bekannten das Geld für eine Droschke leihen mußte.

Natürlich war die Verzweiflung des Marchese nichts als Komödie: Wußte er doch, daß er am nächsten Tage von dem dicken Pepino nicht nur sein verlorenes Geld zurückerhalten, sondern dazu noch einen schönen Anteil von dem Verluste der übrigen Opfer bekommen würde, denen man ihr Geld durch Falschspiel abgenommen hatte. Aber verdrossen blieb seine Miene dennoch, — auch als er nun allein dem väterlichen Palazzo entgegenfuhr. Der Ertrag dieses Abends reichte bei weitem nicht hin, den gefälschten Wechsel einzulösen, und er sah kaum mehr eine Möglichkeit, das drohende Unheil noch abzuwenden.

Der Prokurist hatte sich nach Beendigung der Vorstellung von den übrigen Herren verabschiedet und dann seinen Weg zu einer Kneipe im Vicaria-Viertel genommen, um dem Capintesta eine „Basis" zu bringen. In der Nacht vom Donnerstag auf Freitag einer jeden Woche hielt Luigi Mazella — er war nun schon seit fünfzehn Jahren das Oberhaupt des Verbrecherbundes — bald in dieser, bald in jener Camorristen-Schenke Sprechstunde für die Herren aus guten Kreisen, die der „schönen und geehrten Gesellschaft" als „Basisti" dienten. Ein Stichwort verschaffte dem Bankbeamten Eintritt in das Hinterzimmer.

„Nun was bringt Ihr heute?" fragte Luigi Mazella, dem Bankbeamten zum Gruße die Spitzen der Finger reichend.

Der Prokurist kannte diese kühle, unnahbare Art des Oberhauptes der „schönen und geehrten Gesellschaft" zu gut, um sich dadurch verletzt zu fühlen. Er bekam mit peinlicher Genauigkeit und Pünktlichkeit den Gewinnanteil für die gelieferten Tips ausgezahlt, und das war ihm schließlich die Hauptsache. — „Nur eine ganz kurze Mitteilung", antwortete er bescheiden. „Der Makkaronifabrikant Antonio Bossi aus Castellamare schreibt heute an meine Bank, sie sollte morgen mittag zwölftausend Lire in Banknoten für ihn bereit halten, die er geschäftlich benötige; er würde das Geld selbst abholen. Herr Bossi kommt nun meistens in seinem Wägelchen nach der Stadt und fährt gewöhnlich erst spät abends wieder nach Castellamare zurück. Vielleicht könnte man ihm das Geld bei dieser Gelegenheit auf der Landstraße abnehmen. — Ihr dürft dabei aber ja nicht merken lassen, daß es gerade auf ihn abgesehen war."

„Auf Eure Belehrung verzichte ich", erwiderte der Capintesta kühl. „Im übrigen danke ich Euch für die Basis. Ich werde sie an die Mercato-Abteilung weitergeben, die für die Straße Portici-Castellamare zuständig ist, und es dem Capintrito dieses Bezirks überlassen, ob und wie er sie verwenden will. Wenn die Sache glückt, bekommt Ihr Bescheid und Euren zuständigen Anteil."

Ohne ein Wort des Widerspruchs nahm der Bankprokurist die Zurechtweisung entgegen und verabschiedete sich höflich von dem Capintesta. Dieser Mann war so mächtig, daß es eine gefährliche Vermessenheit gewesen wäre, sich gegen ihn auch nur im geringsten auflehnen zu wollen. Ein Wort von ihm genügte, um jeden beliebigen Menschen in Neapel aus der Reihe der Lebenden zu streichen oder ihm jede Daseinsmöglichkeit in der Stadt zu vernichten. Ganz im Stillen übte Luigi Mazella diese furchtbare Macht aus. Niemals hatte er persönlich etwas begangen, das ihn mit den Gesetzen in Konflikt hätte bringen können. Nie zeigte er sich bei öffentlichen Festen, niemals sah man den bei anderen Camorristen so beliebten Schmuck bei ihm. Sein Wesen war wie seine Kleidung: einfach und farblos. Kein Mensch hatte je aus seinem Munde ein freundliches oder ein heftiges Wort gehört. Weder persönlichen Haß, noch persönliches Wohlwollen schien dieser große Machthaber zu kennen, und Belohnungen wie Bestrafungen ordnete er mit der gleichen kühlen und unerschütterlichen Sachlichkeit an.

(Fortsetzung folgt.)

Schuß in der Serengeti.

Über dem Grasmeer der Serengeti steht die Sonne mittagshoch und glühend wie Eisenfluß. Ihr Licht prallt von der weißen Leinwand der Zelte ab und blendet die Augen. Mit offenen Hemden und schweißverklebtem Haar liegen die beiden Männer im Schatten der Ochsenkarren. „Es ist selbst zum Rauchen zu heiß“, murrt MacPherson. Er hört keine Antwort, Bancroft schläft.

Träge und langsam zieht eine Gnuherde draußen durch die Steppe. MacPherson richtet sich auf und schaut mit stumpfen Blicken zu ihr hin. Unter den abertausend Hufen der Tiere quillt kaum Staub aus dem Grasboden, so hitzefaul trottet das Vieh. MacPherson langt nach dem Glas und wischt die Linsen an dem Stoff seiner kurzen Hosen.

Die Gnus setzten sich in Trab, als MacPherson das Glas vor den Augen hat. Die Herde teilt sich. MacPherson spürt im Hintergrund seines tauben Gehirns einen Funken Aufmerksamkeit für die Hast der Tiere. Der vordere Teil der Herde flieht, der hintere verharrt, wendet sich, trabt zurück. Zwei Staubwolken wandern in entgegengesetzte Richtungen. Und mitten aus der Herde kommt ein Mann.

Er ist noch weit. MacPherson muß den Niederschlag seiner schwitzenden Augendeckel vom Okular des Jagdglases wischen, ehe er ihn zu erkennen glaubt. Es ist Winger, denkt er. Freilich könnte es auch Dolitt sein. Und warum kommen die beiden nicht zusammen, so wie sie vor drei Tagen zusammen wegmarschierten, um im Osten der Steppe nach Zebraspuren zu sehen?

Bancroft rappelt sich auf, zweimal pufft MacPherson ihn in die Seite, ehe er wirklich wach ist. „Man schläft sich in dieser Hitze noch zu Tode. Gib schon das Glas her!“ gähnt Bancroft. Er kneift die Augen vor dem grellen Licht. „Das ist Dolitt, behaupte ich“, erklärt er dann.

Das Glas liegt wieder auf dem Boden. Es ist nicht Brauch, einen Mann, der über die Steppe auf ein paar Zelte losmarschiert, mit dem Glase zu beobachten, wenn er schon nahe genug sein könnte, um es zu sehen. Bancroft steht auf und geht in das Küchenzelt. „Einen Schluck Tee für die beiden“, erläutert er sein Klappern mit Kannen und Bechern. MacPherson hockt neben der Karre. „Koche auch für uns Tee!“ sagt er zu Bancroft in das Zelt hinein.

Dolitt kommt näher. Er trägt zwei Gnugeweihe über dem Rücken, seine nackten Knie sind mit Steppenstaub und Schweiß überdeckt, sein Hemd klebt ihm an der Brust. Er geht langsam, und er trägt das Gewehr am Schloß in der Hand. Um MacPherson zu grüßen, hebt er den Zeigefinger der Linken an die Hutkrempe. MacPherson nickt. Er sieht an Dolitt vorbei auf die Serengeti hinaus. Am Horizont steht eine Staubfahne über der Gnuherde. Sie scheint sich wieder vereinigt zu haben, denkt MacPherson.

Bancroft kommt mit dem Tee. „Na, und wo steckt Winger?“ fragt er, während er den Kessel und die Becher in das Gras setzt. Dolitt greift nach einem Becher. „Macht Euch darauf gefaßt, daß er nicht wiederkommt. Es gibt keine Zebras weiter östlich, aber es gibt Löwen dort.“

MacPherson weiß selbst nicht, warum er sich im Sitzen aufrichtet und seine Schultern nach vorne wirft. „Ihr hattet einen Kampf, willst du sagen, und Winger ist tot, willst du sagen!“ ruft er Dolitt an. Dolitt hat den Mund voll Tee. Er antwortet nicht. Er spült sich den Grasstaub bei geschlossenen Lippen aus den Zähnen und schluckt den Staub und den Tee zugleich hinunter. „So ist es“, spricht er dann, „Winger ist tot.“

MacPherson läßt seine Schultern wieder sinken. Ein Gefühl von Ratlosigkeit erfüllt ihn. Er schaut Bancroft an. Bancroft hockt neben ihm im Grase und stiert zu Dolitt hinüber, er hat seine sehnigen, mit festen Muskelsträngen bepackten Hände dabei auf seinen Knien liegen. Dolitt trinkt einen Becher Tee nach dem anderen. Seine Augen gehen vom Becher zur Kanne und wieder zum Becher.

„Ich kam zu spät. Winger war ein paar hundert Schritte voraus. Die Tiere griffen ihn unverhofft an. Sein Gewehr versagte. Er quälte sich noch eine Stunde oder zwei, ich holte gerade Wasser für ihn, da schoß er sich eine Kugel vor den Kopf.“ Dolitt schaut MacPherson an und schaut Bancroft an. Er hat einen schmalen, ruhigen Blick. Er wendet sich ab und steht auf, um in sein Zelt zu gehen.

MacPherson ruft hinter ihm her. „Das ist hier eine Gelegenheit, Dolitt, bei der man an den Streit denkt, den Winger mit dir am Ejassisee hatte“, ruft MacPherson. Bancroft springt hoch. „Wie ist das damit?“ stützt er die Frage. — „Es ist nichts damit“, lächelt Dolitt mit kleinen Augen, während er die Türklappe seines Zeltes in der Hand hat. „Niemand außer euch dachte noch daran. Winger und ich waren in Ordnung, niemand kann dafür, und ich will es nicht anders hören, verstanden!“ brüllt er unvermittelt auf. Seine Hand am Zeltplan zuckt. Weil es Bancroft ist, der ihm am nächsten steht, nagelt er seinen Blick in Bancrofts Augen. Bancroft wendet sich ab. Dolitt geht in sein Zelt. MacPherson sitzt immer noch vor den Teebechern, als Dolitt hinter der weißen Plane zu schnarchen beginnt.

„Ich will irgend etwas für den Abend schießen“, erklärt Bancroft und nimmt sein Gewehr. „Vielleicht ist es wirklich das Beste, wir sprechen nicht mehr von Winger. Bis gleich, MacPherson!“ Bancroft geht hochaufgerichtet. Er geht nach Westen.

Als er wiederkommt, ein junges Gnu über seiner Schulter, ist es kurz vor der Nacht. MacPherson sitzt abseits der kleinen Zelte und raucht, die Serengeti liegt totenstill. Dolitt hat ausgeschlafen und rasiert sich. Er hilft Bancroft, das Gnu zu enthäuten. Wo sein Messer zu stumpf ist, reißt er das Fleisch zwischen seinen fleischigen, geschickten Händen.

Die Männer essen schmatzend und einsilbig. Die leeren Näpfe wirft Bancroft unter die Ochsenkarre. Dolitt lacht dazu. „Statt Aufwäsche ein Spielchen, wie denkst du?“ fragt er Bancroft. Bancroft holt die Karten aus dem Zelt. MacPherson ist ungefragt dabei. Keiner hat Ursache, den anderen anzusehen.

Neben den Männern glimmen drei Handvoll dürren Holzes zwischen verkohlten Tonscherben. Der Teekessel brummelt daneben. An der Ochsenkarre hängt die Windlaterne. Auf einem steifen Plan liegen die Karten. Die erste Abendkühle kommt. Die Männer spielen.

MacPherson ist schlecht bei seiner Sache. Er verdient es, zu verlieren, aber der Zufall will, daß er gewinnt. Der Verlierer ist Bancroft. Dolitt setzt weder zu, noch nimmt er ein. Bancroft holt langsam auf. Aber ehe er aus dem Verlust ist, sieht MacPherson auf die Uhr. „Wie wäre es mit ein paar Augen voll Schlaf?“ schlägt er vor. — „Wir wollen abbrechen!“ stimmt Bancroft ärgerlich zu. Das Spiel steht zwischen Dolitt und MacPherson. Dolitt soll vierzehn Schilling an MacPherson geben, Bancroft sechs an Dolitt und vier an MacPherson.

Dolitt überlegt. „Ich habe es nicht klein“, sagt er, während er seinen Brustbeutel öffnet. Ich werde dir eine Pfundnote geben, MacPherson. Gib mir zwei Schilling! Und du gibst mir zehn, Bancroft.“

Bancroft ist der erste, der abgerechnet hat, er braucht nur zehn Schilling auf die Plane zu werfen. Er rappelt sich auf und geht zu seinem Zelt. Hinter ihm klimpern Münzen. Er braucht nicht darauf zu achten. „Warum besiehst du die Note so? Ist sie nicht echt?“ hört er noch Dolitts spöttelnde Stimme.

Bancroft ist schon in seinem Zelt, als ein Schuß kracht! Er zuckt zusammen, sein erster Gedanke ist, sich hinzuwerfen. Er springt vor das Zelt. Am Feuer steht MacPherson, die Pistole in der Hand. Dolitt liegt flach auf dem Rücken, die durchschossene Stirn dem Nachthimmel zugewandt, der blau-schwarz von Osten her über die Steppe greift. MacPherson wendet sich Bancroft zu. Er hält ein Papier in der linken Hand. Er reicht es Bancroft, und geht in sein Zelt.

Bancroft, das leise Rauschen der Seregenti um sich und den lauten Schlag seines eigenen Herzens im Halse, kniet neben dem verlöschenden Feuer und betrachtet das Papier. Das ist die Pfundnote, die Dolitt an MacPherson gab, eine Pfundnote, wie es Tausende gibt. Diese hier ist von Dolitts Brustbeutel zerfaltet, und die Ecken zeigen Spuren von Schweiß. Aber man erkennt noch die Bleistiftschrift, die zwischen zwei Druckzeilen steht. Bancroft hält sie dicht unter seine Augen. „Ich fürchte, Dolitt wird mir den Rest geben, Winger.“ Das ist es, was Bancroft liest.

Er hält die Pfundnote zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger seiner rechten Hand. Er weiß in diesem Augenblick nicht recht, wo er damit bleiben soll. Aus der Ferne des Grasmeeres kommt der lange Ruf eines zum Raubzug erwachten Löwen.

Ich bekomme eine Frau geschenkt.

Kapriolen eines Negerhirns.

Von G. W. A. Thiemann = Groeg.

Wir waren mehrere Monate mit dem schweren Ochsenwagen auf Jagd- und Handelszug gewesen und seit einigen Tagen erst wieder auf meinem Handelsplatz angelangt. So mangelte es in meinem Junggesellenhaushalt auch noch an der gewohnten Ordnung. Großreinemachen und große Wäsche standen bevor, und dazu fehlten einige weibliche Hilfskräfte von Format, denn die Weiber der Feldhereros konnte ich dazu nicht brauchen.

„Laß nur, Herr! Meine Frau kann alles. Sie hat schon bei Weißen gearbeitet. Sie wäscht und plättet, sie versteht auch die Küchenarbeit. Ich bringe sie heut noch her." Swartboy, mein Vormann und schwarzer Treiber, entwickelte eine merkwürdige Beredsamkeit und pries mir die Vorzüge seines Weibes in allen Farben. „Oh — sie wird alle Arbeit im Hause machen. Sie wird deine Kost bereiten, und du wirst zufrieden sein, wirst dick und fett werden."

„Gut, Swartboy, dann bringe sie her! Sie kann sofort anfangen. Wenn sie gut arbeitet, wird sie auch gut bezahlt."

Am nächsten Morgen brachte der brave Mohr eine alte, aber verhältnismäßig saubere Hererofrau in einem blauen Kattunkleid, die er mir als meine neue Stütze vorstellte und die sich nach eingehenden Belehrungen auch sachkundig sofort an die Arbeit machte.

Es vergingen einige Tage. Mein Palast erhielt von außen einen neuen Kalkanstrich, und auch drinnen wurde es dank der wirklich unermüdlichen Tätigkeit der alten Damas — so hieß die Schöne — langsam wieder menschlich. Die Regenmonate standen vor der Tür, und ich bereitete mich auf einige Monate stillen Zuhausesitzens vor. — —

Der Monat war zu Ende. Meine schwarzen Mitarbeiter kamen zum Lohnempfang. Sie waren meist durch ihre laufenden Käufe im Laden bereits derart im Vorschuß, daß die langatmigen Abrechnungszeremonien nur mit einer Verringerung der Schuldsumme abschlossen, die sie nun mit allen Listen durch neue Käufe wieder auf die alte Höhe zu bringen suchten.

Nur Swartboy war in seinen Finanzen von größter Genauigkeit und wußte stets so viele Nebenforderungen für seine Tätigkeit zu begründen, mir seine Unersetzlichkeit immer wieder klarzumachen, daß er jeden Monat mit einem ansehnlichen Überlohn abziehen konnte. So rechnete ich auch dieses Mal schon in Hinblick auf die Arbeit seiner Frau im Haushalt mit besonders hohen Forderungen und war sehr verwundert, daß Swartboy nur seinen normalen Lohn verlangte und dafür im Laden Stoff für ein Frauenkleid, Frauenstrümpfe und Tücher erstand.

Ich nahm nun an, seine Frau wolle ihr Geld selbst holen, rief sie nach Swartboys Weggang herein und gab ihr das Geld. Dankend nahm sie es in Empfang und verschwand wieder in ihrer Küche. — —

Einige Tage später ist Damas auf der Veranda mit dem Plätten meiner Wäsche beschäftigt. Swartboy macht mich darauf aufmerksam, wie tüchtig sie arbeitet: „Ist es nicht schön, daß ich dir die Damas gebracht habe? Sie arbeitet gut und ist auch zufriedenmit dem Geld, das du ihr gegeben hast. Eigentlich brauchtest du ihr keinen Lohn zu geben, denn ich habe sie dir geschenkt."

Grinsend schaut mir der Mohr dabei ins Gesicht. Ich denke mir aber bei seinen Worten nichts weiter und sage nur: „Gut, Swartboy, wenn sie so weiter arbeitet, kann sie dauernd hier im Haus bleiben."

Wenige Tage darauf bemerke ich zu meinem Staunen, daß sich das Weib neben der Küche eine eigene Hütte baut. Auf meine verwunderte Frage sagt Damas, daß sie doch dicht beim Hause schlafen müsse, um immer gut aufpassen zu können. Auch damit gebe ich mich ohne Arg zufrieden. Ich nehme an, daß sich der gute Swartboy auf diese Weise still aus meiner Küche verpflegen will, und über solche Kleinigkeiten soll man schließlich hinwegsehen. In der Küche bleibt immer etwas übrig. Warum sollen Swartboy und sein Weib das nicht bekommen? — —

Einige Wochen sind vergangen. Da kommt Swartboy eines Tages etwas verlegen mit einem jungen Hereroweibe zu mir in den Laden. „Sieh, Herr, das ist meine neue Frau, die ich mir genommen habe. Nun will ich Sonntag Hochzeit machen, und da mußt du als mein Herr mir einen Hammel schenken und mir auch Zucker, Kaffee und Mehl für das Festessen und das Zuckerbier geben. Das machen alle weißen Herren immer so, wenn ihre Jungen heiraten."

Ich war verblüfft. „Du willst dir ein anderes Weib nehmen? Du hast doch schon deine Damas! Mir scheint, du bist verrückt geworden."

„Aber, Herr! Die Damas habe ich dir doch gegeben. Die habe ich dir für dein Haus geschenkt und mich nur von der tüchtigen Frau getrennt, um dir zu helfen, und nun mußte ich mir natürlich eine neue Frau suchen!"

Über das ganze breite Gesicht zieht ein fröhliches Lachen. Der Kerl glaubte tatsächlich, daß er mit dem Herbringen seines alten Weibes in meinen Haushalt nun auf gute Art davon losgekommen ist. Und so scheint er mir denn schwer enttäuscht, als ich ihm ganz gehörig die Leviten lese. Schnell aber hat er sich wieder gefaßt, neues Lachen gleitet über sein Gesicht: „Ach, Herr! Die Damas will auch nicht mehr zu mir zurück. Die mußt du nun behalten."

Ich rufe die Schwarze aus der Küche und sage ihr, daß sie wieder zu Swartboy zurückgehen müsse, denn es ginge doch nicht, daß der Kerl sich nun einfach ein junges Weib nehme und sie hinauswerfe.

„Swartboy ist ein Satan", schreit die Damas, „zu dem gehe ich nicht mehr zurück. Ich mache deine Arbeit hier im Hause und bitte dich, mich nicht wegzujagen. Jetzt bin ich dein „Ding" und gehorche nur deinen Befehlen. Zu Swartboy zurück, zusammen mit dem neuen Weibe, nein. Auch wenn du befiehlst, daß er die Neue wegschickt, gehe ich doch nicht wieder zu ihm. Ich will hier im Hause bleiben und für dich arbeiten. Wenn du mich hier nicht behältst, laufe ich weg!"

„Siehst du — Herr! Sie kommt nicht mehr zu mir. Sie gehört jetzt dir. Sie weiß, daß ich sie dir geschenkt habe. Behalte sie also — aber vergiß nicht, daß ich von dir nichts für sie bekommen habe, und gib mir jetzt den Hammel und die Freßalien, daß ich Hochzeit feiern kann!" — —

Die herbstlichen Bäume.

Von Julius Zerzer.

Die Bäume werden nun fontänenhafter.
Der Strahl, der gegen Himmel springt
Und wieder an die Erde schwingt,
Faßt seinen Kern und hält das Laub geraffter,

Durch dessen Klüfte schon die Leere schäumt,
Die den verwehten Umriß still verzehrt,
Den leicht gewordenen Ast entbehren lehrt,
Der noch vom Blau des Sommers träumt.

Ein Vogelruf noch haftet an der Rinde
Und schwingt den Stamm, den Zweig entlang.
Hellhörig sind sie für den Sang,
Der schon entschwebte. Und sie doch gelinde

Wie nie erschüttert, da sie den Gestalten
Der Jahreszeiten nun entsagen
Und bald entlaubt im Höherschlagen
Den Baum der Seele hüllenlos entfalten.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.